

Anja Besand & Paul Mecheril

RASSISMUSKRITISCHE POLITISCHE BILDUNG

Lecture im Rahmen der John-Dewey-Abendschule
(Lektorat: Ann-Christin Belling)

Herzlich Willkommen zu einem neuen Stück der John-Dewey-Abendschule. Mein Name ist Anja Besand, ich bin die Direktorin der John-Dewey-Forschungsstelle für die Didaktik der Demokratie und ich freue mich, Ihnen heute ein besonderes Abendschulstück zu präsentieren. Der Titel unseres heutigen Abendschulstücks lautet „Rassismuskritische politische Bildung“.

Wir haben uns dazu einen fantastischen Experten eingeladen und das ist Paul Mecheril – aber hören Sie selbst:

Paul Mecheril spricht:

So guten Tag, mein Name ist Paul Mecheril, ich bin Professor für Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Migration an der Universität Bielefeld und freue mich Ihnen in den kommenden dreißig Minuten einen kleinen Einblick in den Zusammenhang von politischer Bildung und Rassismus zu geben, und zwar aus rassismuskritischer Perspektive – also nicht aus Rassismus bejahender Perspektive, sondern aus rassismuskritischer Perspektive.

Im Laufe des Vortrags werde ich auch darauf eingehen was mit dem Wort und mit dem Konzept Rassismuskritik gemeint ist, was sich damit verbindet. Im Wesentlichen will ich drei Dinge tun in diesen neunundzwanzig Minuten:

Der erste Punkt ist: ich möchte skizzieren, was ist Rassismus; zweiter Punkt: was ist Rassismuskritik und ein dritter Punkt: was ist eine rassismuskritisch informierte und orientierte politische Bildung.

Um was für ein gesellschaftliches Verhältnis es sich beim Thema Rassismus handelt, das wäre der erste Punkt. Der zweite Punkt wäre – wie schon angesprochen – eine Charakterisierung der Ambition gewissermaßen vorzunehmen, die sich mit Rassismuskritik verbindet. Und drittens will ich darüber nachdenken was Rassismuskritik an Konsequenzen für politische Bildung mit sich bringt.

Anja Besand spricht:

Super, das ist sehr spannend für uns, aber wenn ich mich noch mal ganz kurz einmischen darf wäre es natürlich für die politische Bildung auch wichtig sich einmal mit der Frage zu beschäftigen, warum uns das Sprechen über Rassismus eigentlich so schwerfällt. Und das würde dann vielleicht sogar bedeuten, dass zu diesen drei Punkten noch ein vorgelagerter Punkt dazukommt.

Paul Mecheril spricht:

Gut, also ein kleiner Hinweis auf das Sprechen über Rassismus. Das Sprechen über Themen, Gegenstände lässt sich meines Erachtens nie von den Gegenständen selbst ablösen und unterscheiden. Die Gegenstände, mit denen wir es in der Wissenschaft zu tun haben, wie Freiheit, Ökologie, Geschlechterverhältnisse usw. Die Themen, mit denen wir es zu tun haben,

existieren nicht jenseits der Besprechung der Themen, jenseits der Diskurse, sondern werden in diesen Diskursen, in diesem Sprechen hervorgebracht. Deshalb ist es pädagogisch immer wichtig auf die Art und Weise zu reflektieren, wie Gegenstände behandelt werden – im gesellschaftlichen Zusammenhang wie im pädagogischen Zusammenhang.

Das gilt also allgemein – es gilt aber insbesondere für Themen, ich will das mal so formulieren, die heiße Themen sind, die keine in der Regel nüchtern distanziert behandelten Themen darstellen, wie vielleicht Nanotechnologie, sondern die insofern heiße Themen sind, als sie was mit uns zu tun haben – als sie uns in unterschiedlicher Art und Weise auf einer Identitätsebene nahe kommen und Rassismus ist sicher ein heißes Thema. Und *heiß* heißt, beim Sprechen über Rassismus geht es sehr schnell emotional, affektiv zu. Beim Sprechen über Rassismus haben die Einzelnen in unterschiedlicher Art und Weise, gleichwohl aber in einer bedeutsamen Form etwas zu verlieren. Beim Sprechen über Rassismus haben wir etwas zu verlieren und das macht das Sprechen über Rassismus gar nicht so einfach.

Es gibt die Schwierigkeit über Rassismus zu sprechen und diese Schwierigkeit will ich erläutern, einerseits auf einer historischen Ebene, andererseits auf einer systematischen Ebene.

Auf der historischen Ebene ist bedeutsam – für den deutschsprachigen Raum – dass das Sprechen über Rassismus in der zweiten Hälfte 20. Jahrhunderts nahezu tabuisiert gewesen ist. Es war also kaum möglich die Vokabel Rassismus als analytische Vokabel zu verwenden und zwar mit Bezug auf Gegenwartsverhältnisse – nicht mit Bezug auf Vergangenheitsverhältnisse – also mit Bezug auf den Nationalsozialismus war es durchaus möglich und auch notwendig, kulturell notwendig, Rassismus als Analysekategorie zu verwenden, aber mit Bezug auf Gegenwartsverhältnisse war es kaum möglich.

Und zwar deshalb, weil sich mit der Idee der Stunde Null nach dem Zweiten Weltkrieg und der Gründung der Bundesrepublik Deutschland – die fast ist obsessiv, zwanghaft formulierte und aufgeführte Vorstellungen verbunden war, dass wir diese schlimmen Sachen, die sich mit dem Nationalsozialismus verbinden, hinter uns gelassen haben und damit auch Rassismus hinter uns gelassen haben.

Also das antirassistische Selbstverständnis oder der Versuch, antirassistisch zu sein, hat gerade im deutschsprachigen Raum paradoxerweise auch dazu geführt, dass Rassismus als Gegenstandsverhältnis lange Zeit kaum thematisiert wurde. Und zwar nicht nur auf der politischen Ebene, sondern auch auf wissenschaftlicher Ebene und pädagogischer Ebene.

Das hat sich verändert, ein wenig zumindest. Ich sag gleich womit das zusammenhängt – will aber darauf verweisen, dass jenseits dieser historischen Bedingungen, die das Sprechen über Rassismus in Deutschland lange Zeit sehr schwer gemacht haben, es auch systematische Schwierigkeiten gibt.

Es gibt die Schwierigkeit selbstverständlich für diejenigen, die keine Rassismuserfahrungen machen, für privilegierte weiße Subjekte. Es gibt die Schwierigkeit über Rassismus zu sprechen, die daher kommt, weil das Sprechen über Rassismus womöglich die Subjekte damit konfrontiert, dass sie unverschuldet privilegiert sind, dass sie nicht weiter darauf achten müssen, wenn sie auf dem Wohnungsmarkt um eine Wohnung suchend ihren Namen nennen oder ihr Antlitz zeigen; sie müssen nicht fürchten, dass sie aufgrund dessen benachteiligt werden – was ein Privileg ist – und zwar in der Regel ein unverschuldetes Privileg.

Das sind vielleicht kleinere Privilegien. Es gibt auch größere Privilegien: sie müssen nicht Sorge haben, in bestimmten Stadtvierteln angegriffen zu werden. Sie müssen keine Sorge haben, dass ihre Kinder die in bestimmten Städten, nicht nur in Ostdeutschland, nicht nur in bestimmten Stadtvierteln, aufgrund von Rassismus gefährdet sind.

Das ist tatsächlich ein Privileg und das ist gar nicht so einfach zuweilen sich dieser Privilegiertheit klar zu werden. Andererseits ist es für diejenigen, die rassistisch diskreditierbar sind, die Rassismuserfahrungen machen, womöglich auch gar nicht so einfach über Rassismus zu sprechen, weil das Sprechen über Rassismus uns konfrontiert mit unserer deprivilegierten Position, damit konfrontiert nicht in dem gleichen Maße Chancen zu haben, in gesellschaftlichen Räumen handlungsfähig zu sein, als respektables Subjekt zu gelten usw. Also: das Sprechen über Rassismus ist für diejenigen, die Rassismuserfahrungen machen, durchaus mit einem Beschämungspotenzial verbunden. Sie sehen, das Sprechen über Rassismus ist nicht so ganz einfach. Die Schwierigkeit ist aber eine unterschiedliche Schwierigkeit – eine differenziell verteilte Schwierigkeit.

Damit wäre – gewissermaßen didaktisch gesprochen – die erste Aufgabe einer Rassismuskritik, und das gilt sicher auch für politische Bildung, sich genau mit der Frage zu beschäftigen, wie können Räume geschaffen werden, in den in einer angemessenen Art und Weise Rassismus zum Thema werden kann. Wie kann also mit einer lange Zeit vorherrschenden Praxis der Nichtthematizierung von Rassismus so gebrochen werden, dass Rassismus angemessen zum Thema wird: Erstes didaktisches Prinzip, wenn Sie so wollen. Und mit angemessen meine ich so über Rassismus zu sprechen, dass vielleicht zwei Dinge geschehen oder geschehen können:

1. so über Rassismus sprechen, dass die Wahrscheinlichkeit, dass jemand beschädigt wird, aufgrund dieses Sprechens, geringer gehalten wird; also wie können wir pädagogische Räume gestalten und verantworten, in denen über Rassismus als Leiderfahrung, als Vernichtungserfahrung, als Beschämungserfahrung, als Herabwürdigungserfahrung möglich ist, ohne dass dieses Sprechen zu einer Beschädigung von Subjekten beiträgt.

2. wie können diese Räume aussehen, so dass ein Sprechen mit Lernprozessen verbunden ist? Das Sprechen über Rassismus ist häufig ein Sprechen, in dem die Akteure sich eigentlich ihres Wissens vergewissern und zum Teil sich das Wissen um die Ohren hauen. Das ist zum Teil ein sehr selbstgefälliges Sprechen über Rassismus und – was auch seinen Sinn hat, seinen alltagsweltlichen Sinn hat – Pädagogisch wäre natürlich zu fragen: wie kann ein Sprechen über Rassismus stattfinden, wie können Räume geschaffen werden, in denen über rassistische Routinen, rassistische Traditionen gesprochen wird, so dass wir etwas darüber lernen?

Gut, die Schwierigkeit über Rassismus zu sprechen, diese Schwierigkeit hat sich in den letzten Jahren etwas verändert und Sie alle, wir alle sind auch gewissermaßen Zeitzeug:innen dessen, dass sich da was verändert hat, weil in den letzten Jahren auch im deutschsprachigen Raum über die Gegenwart rassistischer Verhältnisse viel intensiver gesprochen wird, als es noch in den 90er Jahren der Fall war.

Die Pogrome von Rostock, die Brandanschläge in Mölln, Solingen wurden in der Regel nicht als rassistische Praktiken bezeichnet, sondern stärker als Fremdenfeindlichkeit oder Ausländerfeindlichkeit. Also sowohl politische Subjekte als auch wissenschaftliche Subjekte haben sich sehr bemüht das Wort Rassismus zu vermeiden.

Das hat sich verändert. Wir sind jetzt in einer anderen gesellschaftlichen Situation. Das hängt mit verschiedenen Dingen zusammen, ich will nur einen Punkt hervorheben, der meines Erachtens nach besonders wichtig dafür ist, dass Rassismus mehr und mehr zum Thema wird und zwar der Punkt, dass sich das deutsche Staatsangehörigkeitsrecht Anfang des 21. Jahrhunderts verändert hat.

Und dieses Staatsangehörigkeitsrecht hat sich deshalb verändert, weil im Übergang zu einer sozialdemokratisch grünen Regierung damals, die viele Dinge auf den Weg gebracht hat, viele Dinge auch, die hochproblematisch sind, aber einen Aspekt hat sie auch auf den Weg gebracht, nämlich das Abstand nehmen von dem, was die Bundesrepublik bis dahin politisch und programmatisch geprägt hat, nämlich der Spruch „Wir sind kein Einwanderungsland“.

Eine Paradoxie – eine Täuschung könnte man vielleicht auch sagen – weil Deutschland war immer von Migrationsphänomenen grundlegend geprägt, erst recht in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts und dennoch ist das politische Narrativ dergestalt gewesen, dass gesagt wurde: nein, wir sind kein Einwanderungsland. Das hat sich mit dem 21. Jahrhundert verändert

Es gibt eine politische Anerkennung – in meinen Worten – der migrationsgesellschaftlichen Realität und ein wichtiges Zeichen dieser Anerkennung ist, dass das Staatsbürgerschaftsrecht umgestellt wurde; weg von der alleinigen Dominanz eines Abstammungsrechts und Abstammungsprinzips, das sagt legitimen Anspruch darauf Deutsche zu sein kann diejenige stellen, die von Deutschen abstammt, weg von der Alleingültigkeit des Abstammungsprinzips, hin zu der auch Gültigkeit eines Prinzips der Ortsansässigkeit und das meint legitimen Anspruch Deutsch zu sein kann auch diejenige Person stellen, die ganz egal von wem sie abstammt und ganz egal was das heißt – Abstammung–, die ihren Lebensmittelpunkt in Deutschland hat. Also ein stärker republikanisches Verständnis von Bürger:innenschaft, von politischer Subjektivität, von Staatsangehörigkeit.

Und das ist meines Erachtens enorm bedeutsam für den Umstand, dass wir jetzt in ein seit einiger Zeit intensiver über Rassismus reden, weil wir es mit einer Situation erstmalig zu tun haben im deutschsprachigen Raum im 21. Jahrhundert, jetzt haben wir 2023; also seit 23 Jahren gilt dieses Staatsangehörigkeitsrecht. Seit 23 Jahren haben wir ein stärker republikanisches Staatsverständnis, was ja nicht nur eine juristisch-formale Ebene darstellt, sondern in die Alltagswelten, in die Köpfe der Menschen, in das politische Bewusstsein, was Dirk Lange – Kollege aus Hannover und Wien – als politisches Bürger:innen-Bewusstsein bezeichnete, das in dieses Bewusstsein konstituiert.

Wir haben es jetzt mit einer Generation zu tun, die in diesem Zeitraum groß geworden ist und vielleicht gehören einige von Ihnen dazu; Wir haben es mit einer Generation zu tun, die erstmalig in einem republikanischen Selbstverständnis aufgewachsen ist und von diesen sind etliche rassistisch diskreditierbar. Und das ist glaube ich ein zentraler Punkt, warum wir heute vermehrt über Rassismus sprechen.

Da sind nämlich junge Leute, die einerseits die Erfahrung machen rassistisch belangbar zu sein, diskreditierbar zu sein, und auf der anderen Seite im Bewusstsein groß geworden sind, ich bin politisches Subjekt dieses Kontextes. Und diese jungen Leute – und das sind nicht die einzigen selbstverständlich, aber auch sie – bringen dieses Thema Rassismus in die Seminare, in die Theater, in die Klassenräume, auf die Straße usw. ein und das entfaltet eine bestimmte Wirkung.

Gut, jetzt habe ich so angefangen, die Schwierigkeit über Rassismus zu sprechen und damit ist mir die Zeit auch schon davongelaufen und ich halte die drei anderen Punkte etwas kürzer: erstens: was ist Rassismus, zweitens: was ist Rassismuskritik und was folgt daraus für politische Bildung.

1. Was ist Rassismus?

Was ist Rassismus? Also vielleicht aus der Perspektive, aus der ich spreche, also aus der theoretischen Perspektive, und zu der kann man „ideologie- und diskurskritische Rassismustheorie“ sagen; aus dieser Perspektive sind vielleicht zwei Momente bedeutsam, um Rassismus zu verstehen, zwei allgemeine Momente bedeutsam.

Das eine Moment ist Kontingenz und das andere Moment ist Rassismus als Normalitätsverhältnis.

Kontingenz, das ist ein Wort, das Sie vielleicht kennen, und das ist gewissermaßen – um sehr trivial zu sagen – das Gegenteil von Notwendigkeit. Kontingenz ist das Gegenteil von Notwendigkeit. Alles, was notwendig ist, ist nicht kontingent.

Das heißt also diese theoretische Perspektive geht davon aus, dass Rassismus nicht notwendig ist. Und damit meine ich Rassismus ist kein Phänomen, das auf so etwas verweist wie die Natur des Menschen. Der Mensch ist nun mal so. Der Mensch grenzt sich potenziell von Fremden ab und das ist der Hintergrund warum es Rassismus gibt.

Das wäre eine quasi non-kontingente Vorstellung von Rassismus und die Theorie, die ich mitgebracht habe, geht von der Kontingenz aus.

Das heißt Rassismus hat es nicht immer gegeben und hat nicht schon immer die Art und Weise, wie der Mensch auf andere Menschen bezogen ist, strukturiert, sondern entsteht erst in der europäischen Neuzeit.

Das ist ein zentraler Punkt. Rassismus hat also spezifische historische Bedingungen des in die Welt Tretens, das ist Kontingenz. Und Kontingenz heißt zum zweiten natürlich auch: das muss nicht immer so bleiben.

Ja das ist für mich als jemand, der rassistische Verhältnisse jetzt nicht ganz so gut findet ganz tröstlich. Es muss nicht so bleiben. Es lässt sich verändern. Und das ist natürlich auch tröstlich für politische Bildung, weil dann macht eine rassismuskritische politische Bildung auch Sinn. Ansonsten würde sie keinen Sinn machen.

Die historischen Bedingungen des in die Welt Tretens des Rassismus – dazu nur kurz zwei, drei Sätze – haben viel mit europäischer Neuzeit habe ich gerade gesagt zu tun, haben viel mit der Moderne zu tun, sind also nicht außermorden. Sie werden das häufig antreffen, das Rassismus verstanden wird als, das ist eigentlich etwas, das nicht zur Moderne gehört oder nicht zu uns Zivilisierten gehört. Das ist etwas Barbarisches, etwas Krankhaftes, eine ganz und gar nicht den modernen aufgeklärten zivilisierten Menschen kennzeichnende Praxis. Die Rassismustheorie, die ich mitgebracht habe, sieht das anders. Sie geht davon aus, dass die Moderne, genau die Moderne, die aufgeklärte Moderne, Rassismus hervorbringt.

Ich erläutere das mal comichaft am Kolonialrassismus. Sie erinnern sich der Kolonialismus besteht darin, dass wir – ein europäisches weißes Wir – dahin fahren und uns nehmen.

Also das ist wirklich jetzt comichaft formuliert. Aber vielleicht entsteht, weil es comichaft formuliert ist, entsteht ein Bild und das Bild soll sozusagen eine Logik deutlich machen; das ist

kein Bild, was Anspruch auf historische Angemessenheit hat. Ja also wir fahren dahin und nehmen. Wir nehmen alles: wir nehmen den Boden, wir nehmen das Land, wir nehmen die Bodenschätze, die Ressourcen, wir nehmen die Körper, machen sie uns dienbar und verfügbar in sexueller, in arbeitsbezogener Hinsicht. Und jetzt stellt sich die Frage: Warum dürfen wir das? Vermutlich stellt sich immer, im Rahmen von gesellschaftlichen Verhältnissen stellt sich immer die Frage welche Legitimität hat die jeweilige Ordnung.

Und die Legitimität der kolonialen Ordnung muss jetzt, das ist kennzeichnend für die Moderne, ausgewiesen werden. Nicht mit Bezug auf Gott oder auf Religion, also nicht mit der kosmologischen, mit einer theologischen Begründung, sondern sie muss erläutert werden mit Bezug auf Vernunft und Ratio und Verstand.

HIER

Weil wir sind ja aufgeklärt; also werden die Gelehrten zusammengerufen und die Gelehrten sollen diese knifflige Frage beantworten: Warum dürfen wir das? Warum dürfen wir diese Macht über sie ausüben? Warum dürfen wir in dieser Weise instrumentell mit ihnen umgehen, ohne sie zu fragen oder ohne, dass ihr Wort irgendeinen Unterschied macht? Warum dürfen wir das?

Und die Antwort, die gegeben wird – und das ist zentral für Rassismus – die Antwort ist: Rasse. *Race ist the answer.*

Rasse ist also eine Erfindung der europäischen Moderne und dient dazu die Herrschaft der Weißen über die Nichtweißen nicht nur durchzuführen, sondern zu legitimieren, und zwar in quasi Verstandeskategorien.

Und die Rassekonstruktion – also wichtig: es gibt keine Natürlichkeit der Rassen, sondern das sind konstruierte Unterscheidungskategorien. Die Rassekonstruktion, die Logik der Rassekonstruktion, funktioniert so:

1. Jeder Mensch gehört einer Rasse an.
2. Jeder Mensch gehört nur *einer* Rasse an; und zwar von der Wiege bis zur Bahre.

Das ist natürlich ein wunderbares Ordnungssystem. Die Moderne ist im Übrigen eine Praxis, die Ordnung schafft qua Vernunft. Menschen, Schmetterlinge werden geordnet, Käfer werden geordnet, alles Mögliche, *alles* wird geordnet, alles Unmöglich auch wird geordnet. Und der Mensch wird eben auch geordnet unter anderem im Rahmen sozusagen dieses frühen Rassismus in Rassekategorien

Jetzt ist es aber so, dass diese so konstruierten Rassen sich nicht nur unterscheiden, sondern auch hierarchisch angeordnet sind. Also es gibt tollere und weniger tolle Rassen und der zentrale Punkt, der das Tolle vom weniger Tollen – das Höherwertige vom Unterwärtigen – unterscheidet, ist die Nähe zur Vernunft. Je vernunftnäher, desto höherwertiger die als Rasse verstandene Gruppe. Je vernunftferner, desto weniger wert die Gruppe, die als Rasse verstanden ist. Und Vernunftnähe ist oft oder ist immer verbunden mit Körperferne und Vernunftferne ist immer gebunden mit Körpernähe

Also diese anderen, diese nichtweißen, sind körpernäher, und körpernäher heißt sie sind triebhafter, temperamentvoller, verführbarer, können sich selbst nicht regieren, müssen regiert werden, sind im Übrigen auch unpünktlicher, sozusagen Gefangene ihrer Sinne und ihrer Gelüste. Wohingegen wir, die wir Vernunftsubjekte sind, unseren Körper qua Vernunft

kontrollieren können und deshalb sind wir auch pünktlich beispielsweise. Nein, das mit der Pünktlichkeit ist nur ein Hinweis darauf, dass sich diese rassistischen Figuren zum Beispiel in Integrationsdiskursen in versteckter Art und Weise wiederfinden lassen.

Also Rassismus ist ein Verfahren, das eine Art von Menschenunterscheidung darstellt nach äußerlichen Kriterien, die dazu beitragen Gruppen so zu unterscheiden, dass die Legitimität der übergeordneten Gruppe zur Beherrschung der untergeordneten Gruppe ausgewiesen wird.

Ein Punkt noch und dann ganz rasch zu Rassismuskritik und zu politischer Bildung.

Mit der offiziellen Ächtung des Staatsrassismus – das ist noch nicht so lange her; Sie erinnern sich, bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs galt in Deutschland ein Staatsrassismus. Also mit dem Ende des Staatsrassismus und der Ächtung, der offiziellen Ächtung verschwindet Rassismus nicht, sondern wandelt sich. Und eine zentrale Wandlungsform ist vielleicht die Form, dass sich Rassekonstruktionen gerade im deutschsprachigen Bereich, weil vor dem Hintergrund der Shoah das Sprechen über Rassen kaum noch wirklich möglich war. Auch wenn das Sprechen über Rassen nicht möglich war, das ist das Argument, verschwindet Rassismus nicht, sondern der Rassismus findet sozusagen Schlupflöcher – Sprachverstecke sagt Rudolf Leiprecht – und ein zentrales Sprachversteck für Rassekonstruktionen ist das Konzept der Kultur. Das Sprechen über Kultur ist eine Form der Äquivalenz des Sprechens über Rasse, ohne über Rasse zu sprechen. Immer da, wo über die Kultur der Anderen gesprochen wird in der Art und Weise diese Kultur als wesenhaftes Kennzeichen dieser Anderen versteht und dieses kulturelle Wesen der Anderen dem dienlich ist, dass wir sagen: Sie gehören hier nicht hin. Sie gehören nicht in unsere Stadtviertel, sie gehören nicht an unsere Schulen, eigentlich gehören sie nicht in diesen Raum. Weil sie, wir jetzt wieder im Zuge der diskursiven Inszenierung einer bestimmten Gewalt zu Silvester erlebt haben; weil sie – und ihre Namen, ihre Vornamen zeigen das ja schon an – sagen konservative Politiker, weil sie in der kulturellen Art und Weise unterwegs sind, die hier nicht hingehört. Und wir haben das legitime Recht – obschon sie vielleicht die deutsche Staatsbürgerschaft haben – darüber nachzudenken, sie des Platzes zu verweisen. Also der Neo-Rassismus, der kulturelle Rassismus operiert weniger mit dem Rassebegriff auf der expliziten Ebene, auf der gesagten, geschriebenen Ebene, und viel stärker mit dem Kulturbegriff.

Gut ganz schnell noch zu den zwei letzten Punkten:

2. Was ist Rassismuskritik?

Und weil mir die Zahl davongelaufen ist, halte ich das jetzt sehr kurz; der zentrale Punkt ist: Rassismuskritik ist keine polizeiliche Praxis.

Darin grenzt sich das Wort Rassismuskritik von bestimmten antirassistischen Ansätzen ab, bei denen man den Eindruck haben kann, dass der Antirassismus sich als Polizei und ein Reinigungsunternehmen könnte man sagen, versteht. Davon grenzt sich Rassismuskritik ab und ist keine polizeiliche Praxis, es geht nicht darum, in erster Linie darum, *den* Rassisten zu identifizieren und den Rassisten abzuführen, sondern insofern Rassismus ein Normalitätsverhältnis darstellt, das auf allen Ebenen gesellschaftlicher Realität anzutreffen ist

– nicht alleine natürlich, es gibt vieles anderes auch aber – auch Rassismus ist als eine Option zur Unterscheidung von Menschen auf allen gesellschaftlichen Ebenen da: im Recht, beim Verfassungsschutz, bei der Polizei in der Schule usw.

Deshalb geht es gar nicht so sehr darum den Rassisten zu identifizieren und womöglich abzuführen, sondern viel stärker darum die rassismuskritische Brille aufzusetzen und einen Sensorium dafür zu entwickeln unter welchen Bedingungen mit welchen Effekten und mit welchen Konsequenzen Menschen auf Rassekategorien oder ihre Äquivalente wie Kultur oder Ethnizität oder Religion – Muslime, Juden – auf Äquivalente zurückgreifen, um einen Unterschied zwischen Menschen zu machen, der zum manchmal existenziellen Nachteil der anderen geht.

Rassismuskritik ist sozusagen die freundliche Einladung sich diese Brille aufzusetzen, im Wissen, dass dieses Denken und dieses Fühlen und diese Wahrnehmungsbereitschaft überall zu Hause sein kann; und eine Brille aufzusetzen, um diese Disposition, diese Bereitschaften zu erkennen. Was bedeutet das für politische Bildung?

Eine ganze Menge. Das bedeutet für politische Bildung zunächst einmal – das habe ich zu Beginn angesprochen – Räume zu schaffen, in denen ein angemessenes, Sie erinnern sich, ein die Wahrscheinlichkeit der Beschädigung geringhaltendes und ein Lernprozesse ermöglichendes Sprechen über Rassismus möglich ist.

Darin spielt das Sprechen über eigene Erfahrungen, ein zweiter Punkt, eine zentrale Rolle. Also wie sehr eigene Erfahrung von rassistischen Strukturen geprägt ist und es macht Sinn Räume zu schaffen, in denen insbesondere auch Rassismuserfahrung, also Erfahrungen der Diskreditierung aufgrund von Name, Aussehen, religiöser Praxis, vermeintlicher Herkunft usw. so ermöglicht wird, in dem ein Sprechen über diese Erfahrungen so ermöglicht wird, dass Ermächtigungsprozesse stattfinden. Und im Rahmen von politischer Bildung sind das ganz sicher Ermächtigungsprozesse, die zu einer politischen Subjektivität beitragen; die dazu beitragen, dass Individuen, die in der Stadt leben – sei es die Stadt Dresden, sei es die Stadt München, sei es die Stadt Hamburg, sei es die Stadt Chemnitz – und zum Beispiel rassistisch diskreditierbar sind oder nicht diskreditierbar sind, ein Selbstverständnis entwickeln, in dem sie von dem Recht Gebrauch machen an den öffentlichen Diskussionen, an den öffentlichen Auseinandersetzungen teilzunehmen, in denen darüber nachgedacht und letztlich auch entschieden wird, in welcher Gesellschaftsform wir leben wollen.

Das ist ja eine zentrale Dimension von politischer Subjektivität: sich beteiligen an den Auseinandersetzungen, die die allgemeingültige Ordnung problematisieren und zur Konsequenz haben.

4. Letzter Punkt ist, was eine rassismuskritisch informierte politische Bildung auszeichnet: Sie hütet sich davor die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse als Verwirklichung von Demokratie zu verstehen.

Wenn wir Demokratie für einen Moment verstehen wollen als eine Gesellschaftsform, in der das Subjekt politischer Entscheidungen, das Subjekt politischer Erwägungen, aus den Individuen und den Gruppen besteht, die von den Entscheidungen grundlegend betroffen sind. Also wenn wir im Stadtviertel eine Entscheidung treffen, dann sind diejenigen, die da in dem Stadtviertel leben, von dieser Entscheidung grundlegend betroffen.

Und dass diejenigen, die davon betroffen sind, an den Prozessen teilhaben können, die zu diesen Ergebnissen führen, wenn wir das unter Demokratie verstehen, dann haben wir in vieler Hinsicht Demokratiedefizite und diese Demokratiedefizite werden auch vermittelt über Rassekonstruktionen. Dass bestimmte Formen politischer Teilhabe informell nicht allen gleichermaßen zugestanden werden. Schauen Sie sich mal Elternabende als politischen Raum – in dem tatsächlich auch die Ordnung, die schulische Ordnung zum Thema wird, nicht komplett alleine entschieden wird, aber doch maßgeblich oder bedeutsam thematisiert wird – schauen Sie sich diese Elternabende unter der Frage der politischen Vertretung an und Sie sehen: es sind bestimmte Akteur:innen, die sich artikulieren können.

Was ich damit sagen will? Rassismuskritik hat eine ausgeprägte Sensibilität für bestehende Demokratiedefizite und lädt dazu ein, die eigenen gesellschaftlichen Verhältnisse – Elternabende, Stadtviertel, Städte, Länder, Europa usw. – nicht als Verwirklichung von Demokratie zu feiern, sondern systematisch und unablässlich auf ihre Demokratiedefizite hin zu befragen.

Vielen Dank! Wiedersehen.

Anja Besand spricht:

Dieser feurige Vortrag kam damit zu einem etwas plötzlichen Ende.

Wir haben das nicht geschnitten, sondern das hat Paul Mecheril tatsächlich genau so für uns ausgesprochen. Aber ich möchte noch einmal unterstreichen, was mein Kollege der politischen Bildung da alles auf den Aufgabenzettel geschrieben hat:

Wenn wir rassismuskritische Bildung machen, so hat er gesagt, dann geht es zuerst und zuvörderst darum Räume zu schaffen, in denen Rassismus zum Thema gemacht werden kann. Diese Räume müssen dabei so gestaltet werden, dass die Wahrscheinlichkeit, dass jemand beschädigt wird, geringer wird. Das betrifft vor allem das Sprechen über Rassismus.

Die Räume müssen aber gleichzeitig auch so gestaltet werden, dass lernen möglich ist. Und deshalb ist beim Sprechen über Rassismus in diesen Räumen auch dringend darauf zu achten, dass Selbstgefälligkeit und Arroganz vermieden wird.

Es geht also um die Entwicklung von Räumen, in denen wir sicher sind und uns auf Neues einlassen können. Das passt sehr gut zu dem, was wir in der Forschungsstelle zu vermitteln versuchen.

Es geht aber um mehr.

Als zweiten Punkt hat Paul Mecheril darauf hingewiesen, dass in einer rassismuskritischen politischen Bildung eigene Erfahrungen als Ausgangspunkt dienen sollen. Und er weist dabei darauf hin, dass es hier insbesondere auch um die Erfahrung von Subjekten geht, die von Rassismus betroffen sind. Auch hier wird noch einmal die Bedeutung der sicheren Räume offensichtlich. Im Kern, und damit kommen wir zu Mecherils drittem Punkt, geht es darum Ermächtigungsprozesse zu ermöglichen und zu fördern und damit politische Subjekte zu unterstützen, damit diese dann selbstbewusst in der Lage sind sich an Auseinandersetzungen zu beteiligen, die die allgemeine Ordnung problematisieren, und zwar unter einer rassismuskritischen und nicht bejahenden Perspektive, so dass die Demokratie gestärkt werden kann.

Hier wird dann die fundamentale Bedeutung dieser Perspektive sichtbar und damit lässt Mecheril uns am Ende seines Vortrags in gewisser Weise mit klingenden Ohren zurück.

Er sagt – ich wiederhole das noch einmal für Sie – eine rassismuskritische politische Bildung hütet sich davor die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse als Verwirklichung von Demokratie zu verstehen. Wow, das ist wirklich weitgehend und wirkt vielleicht auch ein wenig furchteinflößend. Zumindest für Akteur:innen, die der Meinung sind in der politischen Bildung ginge es darum Kenntnisse über die etablierten politischen Strukturen und Verfahren so zu vermitteln, damit alle sie begreifen, sich an ihnen orientieren und so die Demokratie verwirklicht wird. Mecheril wählt die Formulierung „eine rassismuskritische Bildung *hütet* sich davor, die gegebenen gesellschaftlichen Verhältnisse als Verwirklichung von Demokratie zu verstehen.“

„Sie hütet sich“, das wäre aus der Perspektive der politischen Bildung nämlich das bei weitem einfachere; stattdessen sind wir aufgerufen in einer kritischen Perspektive zu verbleiben und uns daran zu beteiligen Zugang, Teilhabe und Mitbestimmung aller Menschen in der Demokratie zu ermöglichen.

Denken Sie darüber nach und schaffen Sie Räume, in denen wir uns über diese Fragen verständigen können.

So, jetzt möchte aber auch ich mich bedanken; zum einen bei Paul Mecheril für diesen furiosen Vortrag und zum anderen bei Ihnen fürs Zuhören und Mitdenken.

Ich hoffe wir sehen uns bald wieder in einer weiteren Episode der John-Dewey-Abendschule.

In diesem Sinn: bleiben Sie ehrgeizig!